

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Schenk, Marie M.: Beileib keine Raubautze!

urn:nbn:de:bsz:31-62042

und fest, so schwarz es ist. Tausendmal lieber greif ich zu ihm, als zu dem faden Weißbrot im Stadtbäckerladen. Und wenn der Schwabe kommt mit seinem „Heidenei!“ und „Guck net übers Bergle — no kriegst auch keine auf d' Ras!“ seine schlichte Tagesweisheit bringt, ist mir zehumal so wohl, als bei der gedrecheltsten Stadtrede.

Wir bedürfen dieser Liebe zur Seele der Heimat. Gerade jetzt doppelt und dreifach! Unser deutsches Volk hat angefangen, seine Seele zu verlieren. Wir sind — wenigstens in den letzten Jahren vor dem Kriege — in der großen Gefahr gesteckt, ein Krämervolk zu werden. Der Tanz ums goldene Kalb ist der wichtigste Modetanz geworden. Und am deutlichsten hat sich's gezeigt in der Geringschätzung der Heimat! Wie ich in Italien war, besuchte ich den Leiter der deutschen Schule in einer der italienischen Großstädte. Mit mir zusammen trat ein Herr ein, der seinen Sohn zur deutschen Schule anmeldete. „Wie lange sind Sie schon hier?“ fragte der Schulvorstand den Fremdling. „Ich habe ein Juweliergeschäft, das ich schon zwanzig Jahre betreibe?“ — „Spricht Ihr Sohn deutsch?“ — Da erstante ich über die Frage. Warum soll der Sohn eines deutschen Kaufmanns nicht deutsch sprechen. Aber der Mann lächelte: „Leider nicht! Meine Frau ist Italienerin!“ Als er gegangen war, fragte ich den Schulleiter: „Das ist aber doch unerhört?“ Der zuckte die Achseln: „Leider nein! Das erste, was der Deutsche bei uns im Stiche läßt, ist sein Deutschtum. Denn das erste und das letzte, was er sucht, ist: sein Geschäft!“ Das mochte hart, wohl zu hart ausgedrückt sein. Aber es kennzeichnet den Geist, der über uns kam wie aus dem Abgrund. Dieser Geist würde unser Ruin sein. Gegen den heißt es sich wehren, wie gegen den schlimmsten Erbfeind.

Da hat die Frau eine große Aufgabe: „Macht euren Kindern die Heimat lieb!“ das ist eine der ersten Forderungen, die über jeder Kinderstube stehen sollte. Wozu sind die Winterabende da? Wozu haben wir die schönen Bücher mit den Heimatliedern und den Heimatfagen? Und wenn das blühende und lachende Land sich auf tut im Frühling und Sommer — was gibt es Schöneres als Jugendfreude im Heimatland? Nie darf ein Kind sagen: „Bei uns ist es langweilig!“ Wir gingen einmal zu zweit hier in unserem recht eintönigen Kieferwald spazieren. Da wies der neben mir gehende Freund hinaus nach der weiten Ebene, die im Abenddunst lag, während die Kiefernstämme im Schein der untergehenden Sonne wie geschmolzenes Gold schimmernten: „Siehe, das ist reine Schönheit!“ — Und da kommen die Leute und sagen, unser Karlsruhe sei tot! Sie kennen es nicht!“ Er hatte ganz recht: sie kennen es nicht. Sie

haben die Sprache seiner Seele nicht gehört. Aber unsere Kinder sollen diese Sprache hören — und sie sollen dadurch das Größte gewinnen, was es auf Erden zu gewinnen heißt: eine ganz reine, treue, selbstlose Liebe!

Ihr kennt die Ballade vom Grafen Archibald Douglas! Wie der verbannte Graf nach seinem Scotland zurückkehrt, weil er lieber sterben will als in der Fremde verderben, und wie der König ihn darum in seine Arme schließt:

Der ist in tiefster Seele tren,
Wer die Heimat so liebt wie du!

Das ist's, was die Seele der Heimat uns geben will, den köstlichsten Schatz des Lebens: die Treue, die nie bricht! So wird die Seele der Heimat zum Reichtum unserer Seele.

Beileib keine Raubbaute!

Von Marie M. Schenk.



Wahr ist's — das geben die Zwieblinger ohne weiteres selbst zu —, der liebe Gott hat in ihrem am Rande der Ranhen Alb gelegenen Dorfe allerhand Kostgänger, wie schon die unterschiedlichen Spitznamen dartun. Da gibt es, um nur etliche zu nennen: den Pfluderer, den Hockernaze, den Häfelesgucker, den Gaigeihänsel, den Ragenmauser, den Bumser, den Drechspfleger, und den Gockeler. Auch die „andere Sorte“ ist nicht minder gut vertreten; man braucht sie bloß aufzuzählen, und weiß schon, was die Glocke geschlagen hat. Oder wird einem nicht schon die halbe Lebensgeschichte offenbar, wenn man nur die Namen nennt, als da sind: die Schleicherin, die Koldererseppe, die Rättschamei, die Milchsupperin, das Alesinzkätterle, die Beckessergetrel und die Goshenurjel?

Man sieht, es ist eine schöne Musterkarte, darin die Tugenden entschieden etwas zu kurz gekommen sind; doch was auch immer für Untugenden darin verzeichnet sein mögen: eine fehlt — darauf schwören die Zwieblinger steif und fest — unter ihnen gibt es keine Raubbaute. — Alles andere — ja! Aber beileib keine Raubbaute!

Was zu beweisen ist!

Nehmt zum Beispiel gleich einmal den Belinger.

Das ist ein Bursch wie ein Baum so lang und so stark, mit ein paar Fäusten wie Schmiedhämmer. Wo die hinhauen, wächst sobald kein Gras mehr, und er tut nichts lieber als hauen, besonders am Sonntag, wenn es sonst nicht viel Handarbeit zu leisten gibt. Fallen je einmal aus irgendeinem Grunde die landesüblichen Sonntagshändel im Wirtshaus aus, so macht er es wie der Mattheis mit dem Eis: hat er

keins, so macht er eins! Und nichts ist schneller gemacht als Händel in einer vollgestopften Wirtsstube, besonders wenn man das Foppen so gut versteht wie der Bellinger. Gewöhnlich schlägt er sich bei tätlichen Meinungsverschiedenheiten auf keine Seite, sondern steht wie ein Kriegsgott zwischen zwei feindlichen Lagern, feuert an, heßt, schimpft und greift zu, wo es gerade nützt: bald zur Rechten, bald zur Linken — immer aufrecht und immer unbefiegt. Daher kommt es, daß er eigentlich keine Freunde, noch viel weniger aber Feinde hat: es traut sich keiner der Burschen, weder zu dem einen, noch zu dem andern.

Das ginge noch, meint ihr! Aber jener Sonntag, an dem er in „Schwanen“ die Wirtschaft austräumte — was ich dazu sage?

Je nun, die Sache war so: Im „Schwanen“ haben sie sich am Kirchweihsonntag beim Nachmittagsstanz an den Haaren gepackt, wegen einem Mädle natürlich. Der Bellinger ist anfangs gar nicht dabei gewesen; aus dem Rumhopsen machte er sich nämlich nichts, und aus den Weibslenten noch weniger. Da hat er sich schon besser an das Mittagessen gehalten und dem Schweinernen mit Kraut und Knöpfle alle Ehre angetan, darnach sich auf die Ofenbank gelegt und Kraft angeeschlafen, bis seine Zeit kam. Wie er nun so gegen Abend langsam, die Hände in den Hosentaschen, die Ulmerpfeife im Mundwinkel, über die Brücke nach dem „Schwanen“ schlendert und im stillen überlegt, wie er es am geschicktesten anfangen könne, daß er mit seinen Händen auch auf seine Kirchweihkosten komme, da rennt ihm an der Brücke vor dem „Schwanen“ des Bräulechneiders Amekätterle entgegen und schreit zum Gotterbarmen: „Um d'r tausend Gott'swille, Bellinger, komm m'r doch au z' Hilf! In de' »Schwane« breche je 's Haus ab und haue enander z' tot — und mei Hansjockele leit z' unterst drunne! O jesses, o jesses, was fang' i an an?“

„Zerfcht halt'scht emol 's Maul vor alle Dinge!“ sagt der Bellinger, nimmt die Pfeife aus dem Mund, klopft sie sorglich aus und steckt sie gemächlich in die Tasche; dann zieht er den Kittel aus, legt ihn säuberlich auf das steinerne Brückengeländer, streift die Hemdärmel auf, reckt die Arme und ballt die Fäuste.

„Sodale, jetzt kann's losgehe!“ sagt er befriedigt und tritt in die Wirtsstube.

Drinnen ist die schönste Raubalgerei im Gang; ein Lärm und ein Geschrei ist, man hört das eigene Wort nicht mehr; kaum daß der Bellinger zur Türe hinein kann, so reißen sie sich drinnen über Tische und Bänke und an der Mauer herum. Aber der Bellinger bringt alles fertig: er macht bloß ein paarmal die Arme kräftig auf und zu — dann hat er Platz und stellt sich breitspurig vor die offene Stubentüre. Gellend

überschreit er das Getöse: „Aufpaßt jek, ihr Buebe, d'r Bellinger isch do!“ und schon lassen die sich schließenden Arme den nächsten beuten und — hast du nicht gesehen! — fliegt der im weiten Bogen zur Türe hinaus, über die Treppe hinweg und landet glücklich, wenn auch etwas unfaust, auf der wohlaufergetürnten Dungele. Denn das hat der Bellinger sein heraus, und zielen kann er — nicht umsonst hat er bei der „Atollerie“ gedient — selten, daß er das Ziel verfehlt und einen daneben wirft. Und schon folgt der nächste, ihm nach der dritte; der vierte aber schreit: „Laß mi aus, Bellinger, du bißcht verkomme — i bin's jo, d'r Desselubel!“

„Dofür kann i niz — oineweg mueßcht 'naus!“ gibt der Bellinger zurück und greift nach dem fünften.

Jetzt merken die Streitenden in der Stube den neuen Feind und plötzlich sind sie unter sich merkwürdig einig: Haarschöpfe, Nasen, Rockflügel und Ohrläppchen werden losgelassen, und alle stürmen sie wie ein Mann gegen den Bellinger an. Der steht wie eine Mauer, feuert bald mit dem rechten, bald mit dem linken Fuß einen in die Ecke und bekommt dazwischenhinein immer wieder einen zu fassen, der die Luftreise über die Treppe antritt. Endlich aber gelingt es seinen Widersachern doch, ihn von der Türe hinweg nach der Ecke zu drängen, wo der breit ausladende Kachelofen steht.

„Zieht m'r au so recht!“ sagt der Bellinger, spreizt die Beine, lehnt sich mit dem Rücken gegen den Ofen und stößt mit den Armen um sich wie ein Wilder. Blutige Nasen, blaue Augen, ausgereckte Schulterblätter sind das Werk seiner hämmernden Fäuste. Auf einmal tut es einen dumpfen Krach — der Ofen hinter dem Bellinger gibt nach, kommt ins Wanken und stürzt —, mit ihm der Bellinger, und auf ihn die Vordersten der anstürmenden Kotte, und immer weiter pflanzt sich das Gewirr in die Stube hinein: Arme, Beine, Köpfe wuseln durcheinander, und mancher Stiefelabsatz setzt sich unfaust irgendwo hin, wo sonst nicht sein Platz ist. Der Lärm hat seinen Höhepunkt erreicht; Schreien, Schelten, Stöhnen und Jammern dröhnt durcheinander, und die obenauf Liegenden tun sich darin besonders hervor. Hinter der Schenke raust sich der Schwanenwirt das Haar und rechnet in der Geschwindigkeit seine zer Schlagenen Bierkrüge und abgeschlagenen Stuhlbeine doppelt zusammen, und vor den Fenstern kreischen und barmen die zuschauenden Weibslente.

Da hebt sich der lebende Berg in der Ofenecke —, es sieht schier aus, als sei ein mächtiger Maulwurf am Werk; ein Schütteln, ein Stampfen — ein Kopf taucht auf, ein paar Fäuste wie Schmiedhämmer folgen . . . und heraus steigt der Bellinger, schüttelt ein paar Burschen von



Seraus steigt der Bellinger und schüttelt ein paar Burschen von sich.

sich, wie der Budel nach dem Bad die Wassertropfen, wischt sich die blutende Nase am zer-rissenen Hemdärmel und ist mit einem Satz über alle hinweg wieder bei der offenen Türe. Er sieht, von Blut und Dfenruß gefärbt, aus wie ein leibhaftiger Teufel; ein paarmal schöpft er tief Atem, dann klappt er wie zu Beginn die Arme auf und zu und brüllt in die Stube hin-ein: „Wer isch jetz an d'r Noth? Nu her, ihr Tröpf, wenn ihr Kurasche hent. Amesoicht könnert ihr 's Fliege lerne, mitsamt em Dse. Abet glei, sag' i! Wenn ihr wartet, bis i in d' Hitz komm, no verdruck i eu in de Händ wie faule Zwetfchge!“

Derartige rohe Gewalttätigkeiten gingen aber doch übers Bohnenlied, meint ihr? —

Ja freilich, da habt ihr eigentlich schon recht: in einem Lehrbuch der feinen Lebensart wird solchen Umgangsformen nicht das Wort geredet; aber ihr müßt auch bedenken, der Bellinger kann nichts für seine zwei kräftigen Fäuste — und schließlich braucht er sie auch so als Schmied. Zugegeben, ein Halbwilder ist er schon, der Bel-linger, aber — beileib kein Raubbau! —

Und dann der Marder, wollt ihr wissen!

Mit dem Marder ist das auch so eine zweifel-hafte Geschichte, ich will sie euch gleich erzählen, dann werdet ihr mir selber recht geben.

Der ist eigentlich das ausgerechnete Gegenpiel vom Bellinger, was sein Aussehen anbelangt: dafür ist er auch ein Schneider — und damit ist alles gesagt. Heißt das: ein Traufgänger ist er genau so wie der Bellinger, nur daß er sich nicht mit den Fäusten wehrt, sondern mit dem Mundwerk. Und das gibt aus, sage ich

euch, fast besser als des Bellingers Fäuste. Als wandernder Schneidergeselle ist er weit herum-gekommen, bis hinauf zu den echten Preußen, und hat von dort nicht nur ein in Schnitt und Art feineres Gewand als das Zwiëblinger ort-s-übliche, sondern vor allen Dingen ein sehr ge-bildetes Wesen mitgebracht. Insbesondere nimmt er es mit der lieben Muttersprache sehr genau und besleißigt sich eines nach seiner Meinung tadellosen Hochdeutchs, ein für einen waschechten Schwaben — wie männiglich weiß — schier übermenschliches Unterfangen. Natürlich hat er bei seiner Heimkehr um seiner Bildung willen viel leiden müssen, und für Spott brauchte er auch nicht zu sorgen, aber er hat mir mitleidig und verächtlich die Achseln gezuckt über seine geistig zurückgebliebenen Dorfgenossen; wenn ihn aber einer wegen seiner feinen Sprache zu nach-drücklich hänselte, wurde er grob und sagte: „Ein Dchs tut auch nur, was er kann und ver-steht; ich für mein Teil — ich hab' mir das Hochdeutsche so angewöhnt, daß ich's gar nimmi lau (lassen) ka!“

Der Marder also — ja so, warum er der Marder heißt? — Gerade wegen dem Hochdeut-schen. Hört mir weiter.

Was ein Marder ist, wißt ihr alle; auf schwä-bisch aber heißt dieser Hühnerdieb „Maader“ — ohne „r“: sei's aus Maulfaulheit, sei's aus Sparsamkeit; denn gerade in Kleinigkeiten zeigt sich so recht der richtige Sparsinn. Damals nun, als der Marder — der Schneider nämlich! — aus Preußisch-Deutschland heimkommt, ist es gerade Winter, und ein recht strenger dazu. Beim Wild in den Wäldern ist Schmalhaus

Küchenmeister; der treibt allerhand Raubzeug bis in die Dörfer hinein, unter anderem auch einen Marder. Der besucht einen Hühnerstall nach dem andern, und in jedem richtet er ein mörderisches Blutbad unter den unschuldigen Hennen an. Die Entrüstung der Zwieblinger — vorab der Weiber! — ist unbeschreiblich. Man stellt Fallen, lauert ihm auf, die ganze Jägdlergarde mit allen verfügbaren Hunden ist auf den Beinen, aber der Marder ist schlau und läßt sich nicht erwischen. Am eifrigsten betreibt der Schneider die Jagd, obgleich er gar keinen Hühnerstall, viel weniger noch Henne oder Hahn sein eigen nennt. „Der Marder muß her!“ ist seine ständige Redensart, aber er hat sie noch kein halbdutzendmal angewendet, da hat sie auch schon den Schneider verschluckt: ganz Zwieblingen horcht auf das ungewohnte Wort, ganz Zwieblingen lacht — und ein neuer Spitzname ist fertig; der hängt dem Schneider für lebenslang an — der Marder!

Also: „Der Marder muß her!“ sagt der Marder, und richtig: eines schönen Tages gelingt es ihm, das Lutter bei der Arbeit zu überraschen und in den Hühnerstall, in den es eingebrochen ist, einzusperrn. Ganz Zwieblingen ist auf den Beinen, die Jägdler mit ihren Kugelbüchsen eilen herbei, es ist ein Gewusel und Gewimmel, ein Durcheinanderschreien, Lachen und Schelten: kurzum, es geht zu wie im Türkenkrieg, nur noch ein wenig närrischer. Jeder weiß etwas anderes, und jeder weiß besser als der andere, wie man es machen muß, um den „Maader“ diesmal auch sicher zu bekommen. Ich glaube, der Marder im Hühnerstall hätte Reue und Leid erweckt, wenn er gewußt hätte, der ganze Aufruhr gelte ihm. Vorerst verhält er sich muckmütschenstill, auch die Hühner kreischen und gackern nicht mehr, aus dem einfachen Grund, weil sie nimmer können: denn wer den Kopf ab oder die Gurgel durchbissen hat, wird ganz von selber still.

Die Zwieblinger vor dem Hühnerstall horchen: nichts rührt sich drinnen.

„Der Maader ischt gar nimme dinne,“ sagt endlich der Häselesgucker, der die Nase immer vorn dran hat, „gar nimme dinne ist er, der Maader, sag' i!“

„Wo sott er drno sei, wenn er nimme dinne ischt!“ ruft der Katzenmauser, „er müeßt jo grad zue sellem Mischloch nans sei, sonscht ischt jo alles zue; und drum ischt er dinne, sag' i.“

„Der Marder muß her!“ schreit der Marder dazwischen; die Mädle und die Weiber fangen an zu lachen.

„Still mit dem Puttere (Richern), ihr Weibselnt', oder i laß de Platz räume; ihr machet jo des Tierle do dinne ganz wild und verschächt (scheu),“ trumpft der Polizeifrieder auf, was aber nur bewirkt, daß das Lachen verstärkt.

„Ihr Manne, so goht die Sach' it!“ sagt der Nasepeter. „Mr müesse voran mache, sonscht wurd's Nacht, und drno ischt's rum mit em Schieße. Also, wer goht nei in den Stall und fanget de Maader oder treibt e raus?“

„Der Marder muß her!“ schreit der Marder, macht aber keine Anstalt, seinem Namensvetter auf den Leib zu rücken.

„Weg vor em Türle, i gang nei!“ sagt behäbig der Bellinger. „Aufpaßt ihr Jäger, und glei' g'schosse, wenn er kommt.“

Sacht schiebt er den Kiegel zurück: die Weiber und Mädle kreischen, aber alle drängen näher herzu und strecken die Köpfe vor, denn das Marderfangen will jeder sehen.

Da macht der Bellinger ein Spältchen an der Türe auf und blinzelt von oben her in den Stall hinein. Aber darauf scheint der Marder — der wirkliche nämlich — nur gewartet zu haben: indes der Bellinger oben schaut, drückt er sich unten sacht zum Spältchen heraus und eins — zwei — drei — jauchert er wie die Kugel aus dem Rohr durch das Gewimmel hindurch und strebt ins Freie, dem Wald zu. Die Mädle und die Weiber schreien wie am Spieß und raffen ihre Röcke zusammen, die Jägdler aber reißen die Flinte an die Backe, und nun geht ein Geknalle und Geschieße los, daß der Vergleich mit dem Türkenkrieg schon gar nimmer ausreicht. Ein wahres Wunder ist's, daß es kein Unglück gibt; aber schließlich wird doch einer getroffen, und zwar ausgerechnet wahr und wahrhaftig der „Maader“, gerade als der an einer Holzbeige vorbei in des Gaiggelhanjels Krautgarten schlüpfen will. Mitten im Springen macht er auf einmal einen Satz, überschlägt sich, kommt noch einmal auf die Beine, torfelt ein wenig und schleicht hinter die Holzbeige, wo er hinfällt, liegen bleibt, sich streckt — und . . . aus ist's mit ihm!

Das Hallo hätten ihr hören sollen! Was Füße hat, rennt wie besessen dem Krautacker zu, allen voran der Marder; er ist auch der erste, der bei dem gerichteten Hühnerdieb ankommt.

„Hab' ich's nicht gesagt, der Marder muß her!“ schreit er, und hebt den toten Uebelthäter bald am Kopf, bald am Schwanz hoch, dreht und wendet ihn nach allen Seiten, so daß jeder ihn nach Herzenslust sehen und seine Freude an ihm haben kann.

Auf einmal, wie er ihn gerade wieder am Kopf hat, macht der Marder — der Schneider nämlich! — einen Luftsprung, stößt einen wilden Schrei aus und will den Marder — den „Maader“ nämlich — von sich schleudern, kann es aber nicht. Der ist gar nicht tot gewesen, sondern nur ein wenig betäubt. Wie er nun wieder zu sich gekommen ist, hat er die Gelegenheit benutzt und sich mit seinen scharfen Zähnen in seines Namensbruders Daumenballen verbißen: da hängt er nun

und läßt nicht mehr los, der Schneider mag schütteln so viel er will — den Kopf natürlich hat er längst schon fahren lassen. Die Zwieblinger brüllen vor Lachen über die Beitzstänze des Schneiders, und keinem fällt es ein, ihn von seinem lebendigen Anhängsel zu befreien.

Der „Maader“ heißt immer tiefer, das Blut tropft immer rascher in den zertrampelten Schnee, der Marder tanzt und singt immer erbärmlicher — und ganz Zwieblinger hat seine „Kumede“ umsonst.

Da wird es dem Marder zu dumm!

wickelt es um die Hand und wehrt die mitleidigen und tröstenden Ausrufe der Mädele und Weiber wegwerfend und schon wieder im besten Hochdeutsch ab: „Hat gar nix zu sagen; die paar Krakerle, die s'lick ich noch vor Feierabend zusammen. Aber hab' ich's nit gesagt: der Marder muß her?“

Das sei doch eine Grausamkeit, . . . meint ihr, ein armes Tier auf so rohe Art vom Leben zum Tode zu bringen, und die Härte gegen sich selber sei auch nichts viel besseres.

Ja, da weiß ich nun doch nicht recht: habt nur einmal selbst so ein beißendes Anhängsel



Der Schneider macht einen Luftsprung und will den Marder von sich schütteln.

„O Heideknuck überenand no emol!“ schreit er und vergißt sein ganzes wunderschönes Hochdeutsch. „Du Hundsviech, du miserabeligs, hin muescht sei, Maader, du elendiger — hin! — hin! — hin!“

Und mit jedem „hin“ hebt er die blutige Hand mit dem festgebissenen Marder daran und schlägt diesen mit aller Wucht nieder auf die Holzbeige, so lang und so oft, bis er kein Lebenszeichen mehr von sich gibt und nun wirklich tot ist. Aber selbst im Tode gibt er seinen Widersacher noch nicht frei: mit aller Gewalt muß man ihm das Maul aufbrechen und die Zähne aus des Marders Daumenballen herausreißen. Der ist übel zugerichtet: die Hautstübe hängen nur so herunter. Und nun zeigt es sich, daß der Marder innerlich doch wohl dem Bellinger gleicht: gleichmütig zieht er die verletzte Hand ein paarmal über den Schnee hin, s'ischt darauf sein rotgeblümtes Taschentuch aus der Tasche,

am Daumen hängen, dann spricht ihr vielleicht ganz anders, und wenn ihr nachher euern Daumen besieht, erst recht! Freilich — ein zimpferliches, wehleidiges Frauenzimmer ist er niemals gewesen, der Marder; der ist vielmehr für einen Schneider ein echter, rechter Mordskerl, aber — beileib kein Raubauß!

Was ich dann zum Hernach sage, fragt ihr? Der Hernach? — ei, das ist so ein halber Gejpann zum Marder; der ist auch weit in der Welt herumgekommen — bis nach Wien hinunter, aber Schliß hat er nicht viel angenommen. Freilich, bei einem Schuster ist das auch nicht so wichtig wie bei einem Schneider. Ebenso wenig hat er seiner gut schwäbischen Zunge Gewalt angetan; nur eines gemahnt an seine österreichische Wanderschaft: er beginnt entweder jeden Satz mit „hernach“ oder bringt doch mindestens einmal in jedem Satz dieses Wort an und behauptet, so sei die feine Mode in

Wien: Hernach brauchte er sich nicht mehr um einen Spitznamen zu sorgen.

In Wien hat es ihm ausnehmend gut gefallen, und beinahe wäre er dort hängen geblieben, denn seines Meisters Tochter hatte es scharf auf ihn abgesehen gehabt. Er aber hat sein Zwieblinger Rätterle und ihre guten Knöpfe mit Kraut nicht vergessen können und hat sich mit keiner noch so süßen Wiener Mehlspeise einzufangen lassen. Als er mit dem Felleisen auf dem Rücken und dem Ziegenhainer in der Hand von der Meisterstochter Abschied genommen hat, jängt die an bitterlich zu weinen und schenkt ihm zum ewigen Andenken einen Klopffstein, wie ihn die Schuster brauchen — und der Klopffstein der Wiener Meisterstochter war ein ganz besonderer: nicht zu groß, nicht zu klein, nicht zu flach, nicht zu rund, kurzum halt gerade so, wie ein richtiger Schusterklopffstein sein muß. Den hat er sorgfältig in sein Felleisen gepackt. Ein wenig schwer ist er schon gewesen, der Klopffstein, und oft ist es in dem Felleisen arg eng hergegangen, und gedrückt hat er ihn auch; aber tren und mientwegt hat er den Klopffstein mitgetragen auf der ganzen langen Wanderschaft von Wien bis nach Zwieblingen am Fuß der Rauhen Alb — bedeutete er doch für den Hernach das letzte Stücklein Wien, das die Erinnerung an Vergangenes wachhielt. Denn schließlich sind — natürlich nach schwäbischen Knöpfe mit Kraut — die Wiener Mehlspeisen doch was



„Hernach, so gang halt!“ hat jedesmal der Hernach gesagt.

Feines, das merkt man erst so recht, wenn man sie nimmer hat — und gar so übel war eigentlich die Wiener Meisterstochter auch nicht gewesen.

So kommt er bis in das letzte Dörflein vor Zwieblingen; schon kann er die heimatischen Schornsteine rauchen sehen, und wenn er tüchtig schnuppt, trägt ihm der Wind gar ein Rüchlein vom Sauerkraut zu, das sie dort kochen — wer weiß: am Ende gar aus seines Rätterles Kochhasen. Da verjünnen mit einem Schlag alle Mehlspeisen Wiens — das Wasser läuft ihm im

Munde zusammen und ihn kommt ein scharfer Durst an, gerade so, als habe er sein kräftig duftendes Leibgericht schon verzehrt. Und weil er gerade vor dem Weitschläger Ziehbrunnen steht, holt er mit dem mächtigen Eimer Wasser aus der Tiefe. Dann kramt er aus dem Felleisen seinen ledernen Würfelbecher heraus, den er gleichzeitig als Trinkgeschir zu benützen gewohnt ist, und dabei gerät ihm der Wiener Klopffstein zwischen die Finger. Bedächtig dreht er ihn hin und her, beschaunt ihn von allen Seiten, wiegt ihn auf der Hand, lacht — und wirft ihn hinab in die Tiefe des Brunnens, und mit ihm alles, was ihm von Wien noch anhaftet.

„So Klopffstein geit's hernach grad no g'nueg.“ sagt er, tut einen tiefen Trunk und wandert seelenvergnügt heimwärts.

Und richtig hat er dann auch bald darauf sein Rätterle geheiratet. Nun denkt ihr wohl, das müsse eine Musterehe gegeben haben, wenn zwei, die sich so lang und so gut die Treue hielten, endlich zusammenkommen. Schade, daß ihr nicht recht habt! Der Hernach ist ein echter Zwieblinger geblieben, trotz Wanderschaft und Wien, und das erste und oberste Ehegesetz in Zwieblingen heißt: „'s Weib muez ma g'wöhne beim ertehte Loib Brot!“ und das andere steht diesem nicht nach: „Eme reachte Weib g'hairret Schläg!“ Nach diesen Gesetzen hat der Hernach gehandelt vom ersten Tag seiner Ehe an bis zu deren letztem, — das dauerte genau vierzig Jahre. Sein Rätterle muß ein ausbündig rechtes Weib gewesen sein, denn sie hat unglaublich viel Schläge bekommen, aber gewöhnt hat sie sich zitlebens nicht daran. Sie hat machen können, was sie nur hat wollen: dem Hernach ist es nie recht gewesen; bald sind ihm die Knöpfe zu dünn oder zu lang oder zu weich gewesen oder genau umgekehrt, vom Kraut gar nicht zu reden. Das hat nach des Hernachs Aussage überhaupt kein Mensch auf der ganzen Rauhen Alb so zu kochen verstanden wie seine Mutter: mit dem ausnehmend feinen G'schmäcke, nicht zu leis, nicht zu räß, und aufs Tüpfel genau in der Weiche. Hundertmal und öfter hat das Rätterle, wenn der Schuhmacher auf ihr herumgeklopft hat, als wäre sie der Wiener Klopffstein, die Hände zum Himmel aufgehoben und geschrien: „I halt's in Gott's Name nimme aus — i gang!“

„Hernach, so gang halt!“ hat jedesmal der Hernach gesagt und sie fest angeschaut. Das Rätterle ist aber nie gegangen, denn in der kurzen, schlagsfreien Zwischenzeit sind die zwei kinderlosen Leuten merkwürdigerweise ganz gut miteinander ausgekommen. Aber schließlich hat ihre Ehe doch ein Ende mit Schrecken genommen; ganz Zwieblingen ist darüber aus Rand und Band geraten, denn seit Menschengedenken hat es so etwas noch nie im Dorf gegeben: der Hernach will sich von seinem Rätterle scheiden lassen!

Nein, nein: ihr habt schon recht gehört: der Hernach will sich scheiden lassen, nicht das Kätterle! Das hätte die Schläge schon noch vollends ausgehalten bis an sein seliges Ende, aber dem Hernach ist das Schlagen leid geworden; nicht etwa, weil ihn das Kätterle endlich erbarmt hat, sondern einfach — weil er nicht mehr so recht hat können.

Er läuft außs Gericht und gibt keine Ruhe und will einfach aus der Ehe heraus: ohne Schläge macht sie ihm keinen Spaß mehr. Der Pfarrer läßt ihn zu sich kommen und redet ihm ins Gewissen: er soll doch das nicht tun und dem Dorf so ein schlechtes Beispiel geben; sein Kätterle sei doch ein rechtes Weib und er ein rechter Mann, und man laufe nicht einfach auseinander, nachdem man Freud und Leid, Glück und Sorge und was das Leben mit sich bringe, vierzig Jahre lang miteinander getragen habe.

Weiter läßt der Hernach den Pfarrer nicht kommen.

„Hernach grad' wege dem!“ schreit er, „vierz'g Johr — ischt des hernach it g'weg?“

Und dabei bleibt er und wird auch richtig geschieden, denn damals ist die unüberwindliche Abneigung noch ein Scheidungsgrund gewesen.

Da sei ja der Marder der reinste Gemütsmensch gegen den Hernach, meint ihr!

Ja, alles was wahr ist: da muß ich euch nun recht geben: sehr gefühlvoll und weichherzig ist er wirklich nicht, der Hernach, aber auch schon gar nicht! Genau besehen kann man wohl sagen: reichlich grobchlächtig ist er, und hahnebüchen auch, aber — beileib kein Raubhau!

Dann aber der Huldiger?

Jetzt mit dem ist es schon schwieriger, bei dem geht es gegen Fürst und Vaterland.

Damals, als der alte Fürst gestorben und Jobst Peter Michael seinem Vater nachgefolgt und zur Regierung gekommen ist, hat das ganze Ländle dem Fürsten huldigen müssen. Alle haben es auch getan, warum denn nicht: einen Fürsten muß man haben, und der Fürst muß seinen Spaß haben — also huldigt man ihm halt. So dachten alle, oder doch die meisten, nur nicht die Zwieblinger, die von jeher die schlimmsten gewesen, wie schon ein uralter Bescheid des kaiserlichen Kammergerichts in Wezlar festgestellt hat. Also die Zwieblinger haben nicht gehuldigt, wenigstens nicht gleich, und daran, daß sie es nicht getan haben, ist eben der Huldiger schuld. Zwar damals hat er noch der Zipperer geheissen, nach seinem Namenspatron, dem hl. Ciprianus. Ein rechter Hitzkolderer ist er, der Zipperer, das will ich nicht abstreiten, und gleich obenans wie ein Feuerentel. Bändigen tut ihn so leicht keiner, und wenn er sich einmal vorgenommen hat, das oder das tue er nicht — dann tut er es auch nicht, um keine Liebe der Welt. Und huldigen hat er nun einmal nicht wollen. Warum

wohl? — So recht einen Grund hat er gar nicht gehabt, außer dem einen vielleicht: Jobst Peter Michael hat von Geburt aus ein wenig ein hart Köpffe mitbekommen und demzufolge ist ihm das Lernen recht sauer eingegangen. Da hat ihn der alte Fürst, nachdem von einem ganzen Heer Erzieher keiner was rechtes in den prinzlichen Schädel hineinrichtern konnte, zu seinem eigenen alten Lehrer, dem Pfarrherrn in Berghalden, in die Lehre geschickt. Der hat denn auch sein Menschenmögliches getan und hat im Laufe der Jahre den Jobst Peter Michael glücklich soweit gebracht, daß er als Landesvater die Huldigung hat entgegennehmen können. Damals aber, als er nach Berghalden gekommen ist, hat er zu allem hin noch eine recht schwache Gesundheit gehabt, und der fürstliche Vater hat die Landluft für recht heilsam gehalten und hat nebenbei gewünscht, daß man dem Prinzen einen Bauernbuben, der einen hellen Kopf und ein dickes Fell habe, als Spielbuben anstelle. Der Pfarrherr hat den Zipperer auserlesen. Zwieblinger ist nämlich in dem ganz nahegelegenen Berghalden eingepfarrt, und der Zipperer hat mit viel Geschick und gutem Willen dem Pfarrer täglich beim Messeleser den Ministranten gemacht, hauptsächlich des übriggebliebenen Messeweins wegen. Mag sein, daß der junge Jobst Peter Michael kraft seines hohen Standes nicht allzu glimpflich mit seinem geplagten Spielbuben umgegangen ist, kurzum: der Zipperer hat, wie er sich später ausdrückte, alles was fürstlich war, „nimme schmecke könne“. Und auf einmal hat er dem Jobst Peter Michael huldigen sollen!

„Wär' it übel!“ sagte er; „mir Zwieblinger könnt's guet ohne Fürste mache — g'huldiget wurd it!“

Und so lang hat er geheßt, geschürt, gewehrt, gefoppt und gelätert, bis er das ganze Dorf durcheinander gebracht hat und die besonnensten Köpfe hitzig und rebellisch geworden sind: die Zwieblinger haben nicht gehuldigt!

Heißt das: schließlich haben sie es doch tun müssen, denn der Jobst Peter Michael ist der stärkere gewesen. Zuvor aber haben sie in den Schloßhof ziehen und dort de- und wehnütig dem gnädigen Landesvater Abbitte leisten müssen, und saftige Strafen haben sie auferlegt bekommen, vorab der Rädelsführer Zipperer.

Daraufhin ist der recht still geworden, nun aber haben die andern Zwieblinger gelärmt. Ueber den Zipperer hergefallen sind sie und haben geschrien, er allein sei an allem Glend schuld.

„Huldiger!“ haben sie geschrien, „Huldiger, elender! 's Hirndach jott me dr 'neischlage, du Simpel, daß dei Dummheit 'nans ka!“

Windelweich haben sie ihn geschlagen, und der Zipperer ist schließlich noch froh gewesen, daß er mit ein paar blauen Flecken und einem Lebernamen davongekommen ist.

Das sei gar nicht zum Lachen, tadelt ihr mich!
Wie man will: der Huldiger hat die Schläge
redlich verdient, und wenn einem recht geschieht,
darf man doch lachen!

Und wie es damals anno achtundvierzig ge-
wesen ist, wollt ihr wissen?

Ganz einfach so: da haben die Zwieblinger



Der Huldiger faßt ihn vorn am Westenauschnitt und schüttelt ihn derb.

natürlich auch mitgemacht und nach Herzenslust
revoluzt, wie sie das nannten. Das war so recht
ein Ding nach ihrem Sinn, und wieder hat der
Huldiger den Heher und Anführer gemacht: hat
er doch mit dem Fürsten Jobst Peter Michael
noch ein Hühnlein zu rupfen gehabt.

„Sodele, jetzt werde d' Loib hoimgebe!“ sagt
er, als er an der Spitze seiner getreuen Zwieblinger
nach dem nahen Residenzstädtlein vor das
Schloß zieht. Dort schreit er so laut er kann
nach dem Fürsten und verlangt, daß er heraus-
kamme und Rede und Antwort stehe. Jobst
Peter Michael nimmt mit seinem immer noch
harten Kopf die Sache gar nicht ernst, sondern
sieht sie für einen halben Fastnachtsspaß an.
Kaum ist er aber auf die Freitreppe heraus-
getreten, da springt ihm auch schon sein ehe-
maliger Spielbube, der Huldiger, entgegen, faßt
ihn vorn am Westenauschnitt, schüttelt ihn derb
hin und her und schreit dazu: „Freiheit! Gleich-
heit! Brüderlichkeit!“ — „Gelt, Michese, jetzt
lauff's Wägele anderscht!“ —

Und wie die Sache ausgegangen ist, wundert
euch!

Genau wie das Hornberger Schießen: die

Revolution im Ländle ist schnell genug im Sande
verlaufen, weil es am Pulver — das heißt: am
rechten Geist und an der richtigen Führung ge-
fehlt hat. Die Rädelshörer und Hauptschreier,
soweit sie sich nicht über die Schweizer Grenze
in Sicherheit gebracht haben, sind eingesperrt
worden — darunter auch der Huldiger — auf
Lebenslang oder noch länger, was weiß ich!
Aber bald schon hat ein hochfürstlicher Erlaß
die Nebeltäter begnadigt, und alles im Ländle
ist wieder gewesen wie zuvor.

Das sei schade, meint ihr: der Huldiger hätte
für sein unverschämtes, grobfädiges Benehmen
gegen seinen angestammten Fürsten schon einen
schärferen Denzettel verdient.

Mag sein; ich will den Huldiger gewiß nicht
in Schutz nehmen; schön ist es gewiß nicht von
ihm gewesen und eine bodenlose Frechheit dazu.
Aber wer weiß, was ihr getan hättet, wenn ihr
jahrelang des Jobst Peter Michaels Spielbuben
hättet machen müssen! Und ich will auch gar nicht
leugnen: ein hitziger Obenans ist der Huldiger
und ein grober Klotz ohnegleichen, aber — bei-
leib kein Raubhans! —

Und was dann der Schwanenwirt sei, soll ich
sagen!

Das ist schnell geschehen: das ist einer, der
sagt, was er denkt, und der es gerade so sagt,
wie er es denkt, ohne sich lange mit überflüssi-
gen und schönfärbischen Redensarten aufzuhalten;
bei dem ist alles bodenständig und naturwüchsig.

Wie dann das gewesen sei mit dem Schwanen-
wirt und dem Einjährigen? Jetzt habe ich euch:
gerade das Geschichtchen beweist, was ich vorhin
sagte: unwüchsig ist der Schwanenwirt!

Damals sind Manöver im Ländle gewesen,
ganz Zwieblingen hat von Soldaten gewimmelt,
in jedem Hans sind ein paar gelegen, und im
„Schwanen“, dem besten und — einzigen Wirts-
haus im Dorf, natürlich auch die Feinen und
ganz Feinen: Unteroffiziere, Feldwebel und eben
der Einjährige. Selbstverständlich hat das ganze
Dorf seine Freude an dem „Soldätleispiel“ ge-
habt, und jeder hat seiner Einquartierung alle
erdenkliche Ehre erwiesen, nicht zuletzt der
Schwanenwirt der seinen. Was mir gut gewesen
ist, hat die Schwanenwirtin kochen müssen, und
am Fett ist gar nicht gespart worden, das ist
auf den Suppen und Nühreiern nur so herum-
geschwommen. Und ein Bierfäßle um das andere
hat er aus der Brauerei zu St. Ulrich im Städtle
holen lassen, und es hat ihm gar nicht eingehen
wollen, daß es den Herren nicht so gut geschmeckt
hat wie ihm; es ist doch so ein heißer Sommer
gewesen und länger als zwei, drei Tage ist auch
das größte Fäßle nicht gelaufen. Der Einjäh-
rige hat die beste Stube bekommen und ein Bett
darin mit Kissen, Pflüßen und Zudecken, hoch
wie ein Berg, alles noch selbstgesponnen über-
zogen und alles noch von des Schwanenwirts

Alme her. Und das muß man sagen: aus einer guten Familie muß der Einjährige gewesen sein, der hat gewußt, was sich schickt, und was für ein Wert in so alten Erbstücken steckt. Fein geschont hat er sie, nur einen Fußlen hat er benützt und eine einzige Judecke; alles andere hat er glatt und säuberlich im Ofenwinkel aufgegeben, bis halb an die Decke hinauf.

Aber ihr wollt ja vom Schwanenwirt hören!

Also am ersten Morgen verlangt der Einjährige noch vor dem Kaffee ein Waschwasser; das begreift der Schwanenwirt, denn es ist ein Sonntag, und er selbst trägt ihm seine eigene blecherne Waschschüssel auf die Stube. Aber am andern Morgen will der Einjährige wieder ein Waschwasser. Der Schwanenwirt brutzelt ein wenig in sich hinein und schickt den Frieder, seinen Jüngsten, mit dem Verlangten hinauf. Am dritten Tage ist's dieselbe Geschichte, und der Schwanenwirt kommt eine halbe Stunde aus dem Kopfschütteln gar nicht mehr heraus. Am vierten Morgen aber wartet er gar nicht weiter ab; sobald es tagt, geht er vor 's Haus und wirft ein Steinchen um das andere an das Fenster von des Einjährigen Stube. Für den ist heute Kaffee, und da hat er einmal gründlich ausschlafen wollen. Wie aber das Steinewerfen gar nicht aufhört, denkt er, der Tagesbefehl ist ungeändert; scheltend springt er aus dem Bett, reißt das Fenster auf und brüllt hinter: „Was in drei Teufels Namen ist denn los, mitten in der Nacht?“

„Nu it so hiziq!“ gibt der Schwanenwirt gemüthlich zurück; „i han nu froge wölle, Einjähriger, went Ihr heut au wieder a Waschwasser?“

Nun lacht ihr und sagt etwas von sauberer Wirtschaft.

Ei, das nimmt man auf dem Lande nicht so genau, und am Sonntag, wenn man gehörig Zeit hat, ist man gerade so säuberlich wie anderswo unter der Woche, wo es beim Bauern ein wenig hurtig gehen muß, wenn die Arbeit drängt.

Und weil ihr gerade beim Lachen seid, wißt ihr, was der Schwanenwirt zum Lehrer Valger gesagt hat, als der einmal bei ihm für zwei Kreuzer Schweizerkäse bestellt hat? Zwei Kreuzer — das ist in jener geeigneten guten alten Zeit zwar auch noch kein groß Stück gewesen, für den Lehrer aber bedeutete es den dritten Teil seines für diesen Tag verfügbaren Vermögens.

Mit dem Lehrer Valger ist das nämlich so gewesen: in der Schule war er Herr und Meister, und was für einer! Da hat sich der ärgste Galgenstrick nicht zu musken getraut, wenn er mit den Augen gerollt, mit dem Lagenstock über das Pult geschlagen und mit fürchterlicher Stimme in die Schulstube hineingebrüllt hat: „Krumme im Land oder 's Jpuet!“

Doch daheim! O du lieb's Herrgöttle von Viberach, ist da der Löwe jahm gewesen! — Da

hat seine Sibill (Sibylle) den Stock geschwungen und das Wort geführt, und der Lehrer Valger hat nicht gemuckt.

Jeden Sonntag aber wird die Sibill gnädig und gibt dem Lehrer sechs Kreuzer, damit er ins Wirtshaus kann, denn Lumpen läßt sie sich nicht, die Sibill. Sechs Kreuzer, das reicht gerade zu zwei Schoppen Bier, dabei kann der Lehrer Valger den ganzen geschlagenen Nachmittag verweilen. Einmal aber kommt ihn ein schwelgerisches Gelüsten an: zunächst läßt er sich von der Kellnerin einen Schoppen Bier und für einen Kreuzer Brot bringen, dann bestellt er sich, wie schon gesagt, für die ihm bleibenden zwei Kreuzer Schweizerkäse. Der Schwanenwirt mißt den Lehrer mit einem langen Blick, geht in die Küche und kommt alsbald mit einem ordentlichen Stück Schweizerkäse zurück. Das hält er dem Lehrer dicht unter die Nase, und der schaut schief über die Brille weg und sagt: „Der ist recht, Schwanenwirt, von dem schneidet mir nur für zwei Kreuzer ab.“

„Ja, Herr Lehrer,“ sagt der Schwanenwirt und lacht auf den Stockzähnen, „für zwe Kreuzer derf me nu dran schmecken (riechen)!“

Boshaft sei das und hinterlistig? —

Was euch nicht einfällt! Hinterlistig ist er gar nicht, der Schwanenwirt, und boshaft erst recht nicht, nur gradaus und ehrlich. Oder was ist das anders, was er zu dem neuen Regierungsrat gesagt hat, damals, als wir Müßpreußen haben werden dürfen und preussische Verwaltungsbeamte bekommen haben?

Sagt der Regierungsrat, als er bei einer Landfahrt im Zwieblinger „Schwanen“ einkehren muß, weil der Kutscherpeter behauptet, die Pferde müssen gefüttert werden, weil er so Durst nach einem Schöppl hat. „Bitte, Herr Fastheber, bringen Sie mir ein Viertelschen Bier,“ sagt er.

„Wartescht, bis de en Schoppe zwingischt!“ antwortet der Schwanenwirt, und das recht laut. Aber der Preuze hat kein Schwäbisch verstanden, und ich kann euch nicht einmal sagen, wie die Sache ausgegangen ist.

Jedoch von einer andern weiß ich den Ausgang genau, und diese Geschichte ist zugleich ein Beweis für des Schwanenwirts unbestechliche Rechtlichkeit: er macht es einem wie dem andern, Freund wie Feind — Preußen wie Schwaben.

Kommt da so etwa alle vier Wochen einmal der Amtsrichter Kimmle nach Zwieblingen, um Gerichtstag zu halten; gewöhnlich bleibt er dann im Schwanen über Nacht und fährt am andern Tag weiter ins Gäu. Der Amtsrichter Kimmle ist ein rechter Schwab, hat einen richtigen schwäbischen Blöckleskopf und kann, wie man so sagt, sackgrob werden. Das alles ist beim Schwanenwirt genau so, und darum verstehen sich die beiden auch so gut. Einmal sind sie aber doch recht scharf hintereinander gekommen, war-

um, weiß ich nicht mehr, ich glaube, es hat sich um Steuern und Abgaben gehandelt, und dabei kann ein Lamm fuchsteufelswild werden. Jedenfalls sind sie ganz und gar verschiedener Meinung gewesen, und auf einmal wird es dem Schwanenwirt zu dumm. Er bekommt einen firschröten Kopf, wirft die Ulmerpfeife auf den Tisch, daß dem Amtsrichter die Nase um die Nase fliegt, geht nach der Türe und reizt sie weit auf.

„Nix für unguet, Herr Amtsrichter!“ sagt er und steht da wie der Engel mit dem flammenden Schwert vor der Paradiespforte. „Nix für unguet — aber do hot der Zimmermann 's Loch naußg'machet.“

Der Amtsrichter guckt wie Lots Weib. „Schwanenwirt!“ schreit er, und vor Zorn schnappt ihm die Stimme über; „Schwanenwirt, wie soll ich das verstehen?“

„Grad so, wie i's sag, Herr Amtsrichter,“ antwortet der Schwanenwirt, und weist mit dem Finger nach der offenen Türe.

„Das brauche ich mir nicht gefallen zu lassen!“ braut der Amtsrichter auf. „Ich habe mir nichts zu schulden kommen lassen, was Euch berechtigt, mich aus der Wirtschaft auszuweisen.“

„No wurd d' Wirtschaft einfach g'schlosse!“ sagt der Schwanenwirt kaltblütig; „des s'icht mei' Haus, — und wer mir it paßt, der mueß naus. Glückliche Reiß', Herr Amtsrichter!“

Das sei sackgrob, meint ihr, und die Geschichte sei für den Schwanenwirt gewiß schlimm ausgegangen — und das von Rechts wegen!

Das erste mag stimmen; aber beim zweiten habt ihr falsch geraten. Der Amtsrichter ist damals der Gescheitere gewesen und hat nachgegeben, das heißt: er hat einspannen lassen und ist noch am selben Abend weitergefahren. Aber vier Wochen später, als wieder Gerichtstag ist, und es nach getaner Arbeit heißt: sollen wir weiterfahren, oder wollen wir dableiben? Da hat er gute Miene zum bösen Spiel gemacht und ist in den Schwanen gegangen. Um gut Wetter zu schaffen, hat er höflich an die Wirtstürentüre geklopft und hat den Schwanenwirt, der selber aufmachte, halb scherzhaft, halb verlegen gefragt: „Wie ist's, Schwanenwirt, kann ich wieder bei Euch übernachten?“

Und da hat der Schwanenwirt bewiesen, daß er durchaus nicht nachträgerisch ist; freundlich hat er sein Fleischhäpple gelupft und gesagt: „So worum denn it, Herr Amtsrichter? 's s'icht nur a grauße Ehr!“

Sackgrob sei er eineweg, der Schwanenwirt, meint ihr, und ein rechter Flegel dazu!

Ei, warum nicht gar! Der Schwanenwirt ist einfach kein Wortverdrehler und Schönschwäzer, sondern ein Mann und ein Wirt, wie er sein soll, der den Leuten, vorab seinen Gästen, handfest und biderb die Meinung sagt. Freilich, ein wenig glimpflicher hätte er sie manchmal

schon anbringen können, das ist wahr, und damit ihr zufrieden seid, will ich auch zugeben: mit allzugroßer Höflichkeit ist der Schwanenwirt nicht behaftet, und ein wenig grobfrädig ist er schon, aber — beileib kein Raubbank!

Was ich dann aber von den Zwieblinger Weibern halte, wollt ihr wissen?

Ja, das ist nun eine heikle Sache — mit den Weibern verderbe ich es im allgemeinen nicht gern, mit den Zwieblinger schon gar nicht. Zugegeben: zarte weibliche Handarbeit ist es nicht gewesen, was sie in jenem Huldigungssommer ausübten. Aber warum die tatkräftigen, schlagfertigen Weiber deswegen verdammen? Im Altertum hat man den Walküren und Amazonen hohe Loblieder gesungen und ihre Heldentaten bis in den Himmel hinauf gehoben. Und viel anderes als sie haben die Zwieblinger Weiber auch nicht getan: sie haben ihre Heimat verteidigt gegen die soldatische Gewalt — und das ist so gewesen:

Damals, als sie nicht haben huldigen wollen, hat man den Zwieblingern allerhand Frondienst als Buße auferlegt. Wenn Jobst Peter Michael gegen die Hasen zu Feld zog, haben sie die Treiber machen müssen; in seinem Fürstengarten hat kein welches Blättlein auf den Wegen liegen dürfen, dafür sind die Zwieblinger hafter gewesen, und in die Hofküche haben sie so und so viele Lerchen abliefern müssen. Das Schlimmste aber ist gewesen: man hat ihnen sage und schreibe achtundzwanzig Mann Soldaten — beinahe den vierten Teil des gesamten fürstlichen Heeres — ins Dorf gelegt, und die haben so lange bleiben müssen, bis die Zwieblinger zahm geworden sind und gehuldigt haben.

Eines hat ihnen so wenig gepaßt wie das andere; besonders den Weibern ist die Einquartierung vom Grund der Seele aus verhaßt gewesen. Denn warum? In weiser, landesväterlicher Fürsorge hat nämlich der Fürst die ältesten Kracher seines Heeres nach Zwieblingen geschickt und mit ihnen einen Unteroffizier, mit dem nicht zu spaßen gewesen ist: wehe dem armen Muskotot, der sich hätte einfallen lassen, nach den Zwieblinger Mädele und Weibern auch nur zu schielen — drei Tage Loch bei Wasser und Brot wäre das mindeste gewesen, was ihm blühte.

Also da ist nichts zu machen gewesen, und darum hat man sich auch gehaßt nach Noten und sich zuleid gelebt, wo man nur konnte.

Geht da am Samstag nachmittag des Küfers Amei an den Bach und will einen Krübel voll Wasser schöpfen; wie sie aber an die Schöpfstelle kommt, hocken da drei Soldaten, die ältesten und wüfsten der ganzen Schar, und waschen ihre Kittel. Da wird die Amei fuchsteufelswild; aus dem nächstbesten Holzstoß reizt sie einen armsdicken Prügel heraus und stoßt damit mir

nichts, dir nichts zwei von den Hockern in den Bach. Das geht so schnell, daß die im Wasser und der übriggebliebene gar nicht begreifen, was vorgeht. Der Bach ist ja nicht tief, aber halt ein rechter Dorfbach, der alles mit fortschwemmen muß, was man nicht mehr nötig hat. So ist das Wasser, das die zwei haben schlucken müssen, nicht gerade das beste gewesen — sonst hat ihnen das Bad nichts geschadet. Die Amei steht und stellt die Arme in die Seite und lacht einen „Schollen“ um den andern, und das ist dumm von ihr gewesen. Denn inzwischen kommt die übrige Mannschaft auch zur Schöpfstelle, voraus der Unteroffizier; der sieht mit einem Blick, was geschehen ist, und nun geht der Kuckuck los! Die Amei soll festgenommen und auf die Wache gebracht werden. Wer aber glaubt, das sei auszuführen gewesen, der kennt die Amei schlecht. Die wehrt sich, stoßt, beißt, kratzt, wie's gerade trifft, und schreit wie am Spieß.

Aus allen Häusern fahren Köpfe heraus, und es dauert keine paar Minuten, so ist das ganze Dorf rebellisch. Männer hat's an jenem Tag wenig in Zwieblingen gegeben, die meisten waren

ihre Waffen in der Wachtstube gelassen. Was konnten sie — eine Handvoll gegen so viele! — gegen die wütenden Weiber ausrichten? — Nichts, rein gar nichts! Das hat selbst der Unteroffizier einsehen müssen. Und so haben die Zwieblinger Weiber mit ihren Prügeln des Fürsten Jobst Peter Michaels Soldaten zum Dorf und über die Gemarkung hinaus bis dicht vor die fürstliche Residenzstadt getrieben und sind darauf frohlockend und siegesstolz wieder heimgezogen.

Dieser Streich werde den Weibern aber übel aufgestoßen sein, sagt ihr?

Nicht einmal! Jobst Peter Michael hat bei diesem Anlaß bewiesen, daß er wirklich fürstlich denken konnte, wenn er wollte.

„Mit Weibern führe ich keinen Krieg!“ hat er gesagt, als man ihm den Vorfall meldete, und wirklich ist den Weibern von Zwieblingen auch nichts geschehen; allerdings, ihre Männer haben es daraufhin im Arrest nicht gerade leichter bekommen.

Aber eine Schande und ein Spott sei es doch, wenn Weiber sich derart wild und ungezügelt aufführen, meint ihr!



Die Zwieblinger Weiber rennen mit Prügeln nach dem Bach hinter den Soldaten her.

als Aufreißer eingesperrt, also sind es hauptsächlich die Weiber, die Zwieblingen retten müssen.

Und das tun sie gründlich. Die Schreiner Agath springt nach dem Kirchturm und läutet die Sturmglöcke, und nun rennen sie von allen Seiten nach dem Bach, von woher das Geschrei der Amei kommt. Und da sie alle an der Holzbeige vorbei müssen, reißt jedes einen Prügel heraus, — und nun geht es gegen die Soldaten. Die sind völlig auf den Frieden eingerichtet und haben

Jetzt bin ich in einer ganz schwierigen Lage. Sage ich: nein, ihr habt nicht recht, — das ist eine tapfere Tat gewesen! so gerate ich in Gefahr, von euch am Ende selbst für eine Zwieblingerin gehalten zu werden, und davor bewahre mich Gott in Gnaden!

Sage ich aber: Ja, ihr habt recht, so Sachen gehen über die Hutchnur! — Dann bekomme ich es mit den Zwieblinger Weibern zu tun, und dann sei mir Gott erst recht gnädig!

Den goldenen Mittelweg einschlagen. — das wird das beste sein: Ihr wollt euch nicht bekehren lassen, und wenn ich mir auch die Zunge lahm rede und die Finger krumm schreibe — und da habt ihr auch von eurem Standpunkt aus ganz recht. Aber ich, selbst wenn ich anders dächte als ich sage, — wie sollte ich es wagen, das auszusprechen? Wehe mir, wenn ich je wieder einmal einem Zwieblinger in den Weg liefe . . . gut würde es mir nicht gehen!

Darum bleibe ich dabei: alles, was ihr wollt, sind die Zwieblinger, und noch viel mehr, aber — — beleiße keine Raubhaute!

Des Hinkenden Boten Standrede über Volksbildung.



Es war ein heller Frühsonnertag. Die Sonne lag wie eine goldene Königsmantelschlepe über den Wiesen, in deren saftigem Grün die Tauperlen glänzten, und über den Waldhängen lag der zarte Duft des Morgens.

Der Hinkende saß vor dem „Löwen“, wo er ein paar Tage zur Naht eingekehrt war, und trank seinen Kaffee, der freilich nicht aus Javabohnen gebrant war, dafür aber im heimischen Gerstenkorn um so gesunder schmeckte, und rauchte vergnüglich sein Morgenpfeifchen. Der „Pfälzer“ war genau so trefflich, wie einst der Sumatra oder Barinasakanaster.

Vor ihm sprangen die Schulkinder vorüber. Den Ranzen auf dem Buckel und die Schultaschen in der Hand. Ein Büblein stopfte geschwind ein paar rote Frühkirchsen in seinen Mund, der selbst wie eine Kirchsche aus dem runden Gesichtlein leuchtete. Und sie lupften die Käpplein, die Buben, und riefen dem Hinkenden ihr frohes „Grüß Gott, Hinkender!“ zu, und ein Naseweiser sagte: „Schreibt uns wieder ein schönes Gesichtlein für den neuen Kalender!

Und laßt ein hübsches Bild dazu malen, damit wir für den Winter etwas zum Angucken haben!“ Der Hinkende nickte: „Wird besorgt, Kinder!“ und über die weiße Dorfstraße Klang nach ein paar Augenblicken aus dem geöffneten Schulhausfenster aus hellen Kinderfehlen: „Wem Gott will rechte Kunst erweisen, den schickt er in die weite Welt!“

Ein Nachzügler schleppte sich mit einem großen Stein. „Mach schnell,“ rief der Hinkende. „Der Lehrer wird kein gutes Gesicht machen, wenn du so spät kommst!“

Aber das Büblein lachte. „Drum hab ich noch geschwind am Steinbruch, wo ich vorbei muß, vom Steinhauer ein Ammonshorn gekriegt für den Lehrer. Und dann wird er nicht böse, wenn ich ihm das bringe!“ Und er zeigte die wundervolle Versteinerung, die wie das Horn eines Widders gezeichnet war. Dann verschwand er in der Tür des Schulhauses über der hohen Steintreppe.

Am Abend kamen die Leute, die der Hinkende seit Jahren um sich am Stammtisch versammelte, und der Löwenwirt hatte ein Krüglein mit Bier aufgestellt.

„Hinkender, das bringe ich Euch zu Ehren. Ich bin sonst nicht so splendid. Der Bier muß im Fäßlein bleiben. Es gibt einen Staatswein, von dem noch die Kinder trinken sollen, wenn sie große Männer sind!“

„Sollt recht haben, Löwenwirt! Große Männer — es wächst ein gesundes Geschlecht bei euch auf im Bergland. Das soll einmal Knochen haben von Eisen und Arme von Stahl. Und, was das Beste ist, das Herz auf dem rechten Fleck. Deutschland braucht ganze Männer in den Zeiten, die über uns gekommen sind. Dann ist mir's nicht bang um die Zukunft!“

Der Bachgrunder machte ein schiefes Gesicht.

Als der Hinkende lachte: „Seid Ihr nicht zufrieden mit dem jungen Volk?“ sagte der Bachgrunder: „Sie sitzen zu viel in der Schule! Man meint bald, der Staat wolle lauter Gelehrte herziehen, statt eines tüchtigen Bauerngeschlechtes. Den ganzen Tag lernen. Nichts als lernen. Draußen steht das Gras zum Abmähen. Aber Heuserien machen sie immer noch nicht. Bauernkinder gehören aufs Feld, nicht auf die Schulbank. Wär' Zeit genug, wenn sie im Winter im Schulhaus hocken. Da können sie genug lernen.“

Der Hinkende zog ein paar mal kräftig an seiner Pfeife. Dann hub er an: „Früher haben sie auf dem Dorf gesagt: Wozu Lesen und Schreiben? Das braucht ein Bauer nicht. Der soll misten und führen, pflügen und mähen, Strohjeile binden und Garben gabeln. Die Bücher soll er den Schreibern und Pfaffen lassen! Jetzt wissen's alle, daß man ohne Lesen und